

Erzähltes Leben



Friedel
Büscher

Eine Sozialdemokratin

Erzähltes Leben
Friedel Büscher

Eine Sozialdemokratin

Friedel Büscher

1995





Liebe Genossinnen und Genossen,
liebe Freundinnen und Freunde der SPD!

Ich kenne Friedel Büscher und ihren Mann Karl erst seit 1965. "Erst", weil Friedel schon 1913 geboren wurde. Sie hat im kleinen Kreis immer mal erzählt, Politisches und Unpolitisches, insbesondere aus den Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeiten. Friedels und Karls Leben steht für eine ganze Generation. Ich habe Friedel viel zugehört, würde aber vieles wieder vergessen. Viele andere haben nicht zuhören können. Für uns alle wäre es schade, wenn so beispielhaft erlebtes Leben nicht in Erinnerung bliebe.

Ich habe Friedel - von ihrem Karl gibt es die Broschüre "Ein Mauermann erzählt" - deshalb überredet, mir wenigstens einiges noch einmal zu erzählen. Es ist ganz Persönliches und doch Typisches. Vieles ist typisch für die allermeisten Menschen aus dieser Generation, manches für diese aussterbende Generation aktiver SPD-Mitglieder. Ich habe mein Tonband mitlaufen, das Band in meinem Bonner Büro abschreiben lassen und so wenig wie möglich korrigiert. Es sollte eben kein Buch werden wie manch anderes, sondern Erzählung bleiben, - mit Gedankensprüngen, Wiederholungen, Nebensächlichem und Bedeutsamem. Der Text sollte lebendig bleiben, so lebendig, wie Friedel Büscher mit ihren jetzt 82 Jahren ist, trotz - oder wegen? - eines Lebens, das viel beschwerlicher war, als die meisten meiner Generation und insbesondere die unserer Kinder es sich heute in Deutschland vorstellen können.

Ich denke, es tut gut, sich darauf zurückzubessinnen, auf wessen Schultern wir stehen. Wir haben allen Grund, Friedel Büscher, den namentlich von ihr Erwähnten und den vielen Namenlosen einer Generation, die zwei schreckliche Weltkriege erlebt und nur zum Teil überlebt hat, dankbar zu sein. Ohne sie wären wir Jüngeren nicht, was wir sind. Ein Dank an eine Generation, die sicher verwundert den Kopf schüttelt, wenn ihr vorgeredet wird, daß sich Leistung finanziell wieder lohnen müsse. Ein "reiches Leben" ist mehr, als viele heute wahrhaben wollen!

Peter Paterna

Mein Vater war überzeugter Sozialdemokrat. In seiner praktischen Lehrzeit als Maschinenbauer hatte er einen Gesellen kennengelernt, der den "Wahren Jacob", eine Satire-Zeitschrift, las. Mein Vater interessierte sich sehr dafür, beschaffte sich weiteres Material und wurde Mitglied in der Sozialdemokratischen Partei. Er kam aus dem Alten Land. Die Menschen dort hingen noch an dem Hannoverschen Königshaus und waren weit davon entfernt, Sozialdemokraten zu sein. Wie mein Vater meine Mutter heiraten wollte, wurde gesagt: "He is jo en klogen Kerl, - aber Sozialdemokrat?"

Meine Kindheit und Jugend wurde in entscheidenden Dingen zum größten Teil von meinem Vater geprägt, obwohl ich - 1913 geboren - meinen Vater erst richtig kennenlernte, als ich 1919 - eben 6 Jahre alt - zur Schule kam. Er war im ersten Weltkrieg bei der Marine und vom ersten bis letzten Tag dabei. In seiner aktiven Dienstzeit war er in der ganzen Welt herumgekommen, und später lebte er die meiste Zeit auf Montage in Frankreich und England. Als er nach dem Krieg im Hause war, erkrankte er schwer an Lungenentzündung.

Meine Mutter war 11 Jahre jünger und völlig unpolitisch. Mein Vater schenkte ihr zur Hochzeit das Buch von August Bebel "Die Frau und der Sozialismus" mit der Bitte, sich damit zu befassen und es zu lesen. Es kam noch folgende Anweisung: Da sie nun verheiratet waren, bäte er sie, der SPD beizutreten, das Hamburger Echo zu bestellen und bei der Produktion einzukaufen. Meine Mutter wußte damals von nichts, hat aber alles getreulich getan und war später eine sehr aktive und überzeugte Sozialdemokratin. Mein Vater ist 1884 geboren, meine Mutter 1895. Mein ganzes Leben lang habe ich sehr gute Eltern gehabt. Wenn auch oftmals schwere Zeiten waren, haben wir immer zusammengehalten, auch als ich erwachsen war.

Ich hatte sehr couragierte Großmütter: Die eine mußte die Familie erhalten, sie war Ostfriesin, mein Großvater war verwundet worden im Krieg 1870/71. Sie verkaufte die Erzeugnisse aus dem Alten Land am Hopfenmarkt. Die andere war eine gebürtige Altländerin und hatte alles im Griff. Als ich geboren wurde, standen beide am Bett meiner Mutter und wollten dar-

auf bestehen, daß ich ihren Namen bekam. "Se sall Anna heten", die andere: "Se sall Maria heten". Meine Mutter sagte: "Ihr sollt Euch nicht streiten, dann heißt sie so wie ich "Friederike". So bin ich zu meinem Namen gekommen.

Mein Jahrgang war mehr oder minder verhungert. Im Steckrüben-Winter nach dem 1. Weltkrieg waren gefrorene Steckrüben als Mahlzeit gang und gäbe. Die meisten von uns mußten am Hals operiert werden. Ich kam mit einem blauen Äuge davon, aber Fischlebertran kann ich heute noch nicht riechen. Wir bekamen Schulspeisung: Schokoladensuppe und Weißbrot von den Amerikanern. Meine Mutter, die sofort bei der Elternratswahl gewählt wurde, half bei der Ausgabe in der Schule mit.

Als meine Mutter mich am ersten Tag zur Schule brachte, weinte ich sehr und wollte nicht dableiben. Mein Vater hatte gemeint, ich sei intelligent genug, es zu schaffen, obwohl ich zwei Wochen zuvor erst 6 Jahre geworden war. Darin hatte er recht, ich war wohl klug genug, aber den Kindern war ich noch nicht gewachsen. Ich war auch sehr verträumt. Meine Mutter war immer lieb mit mir und nun dieses. Die Lehrerin mochte keine ruhigen Kinder, und das war mein Pech. Ich ging auf Protest auf meine Art. Ich ging einfach zu spät zur Schule. Die Lehrerin hatte es an sich, mit dem Lineal auf die Fingerspitzen zu schlagen. Ich wurde nie im Hause geschlagen. Ich habe übrigens auch meine Tochter und meine Enkelin später nie geschlagen. - Als ich mal wieder zu spät kam, (die Kinder, die zu spät kamen, mußten sich vorm Rektorzimmer aufstellen und warten, bis der Rektor kam und uns hereinließ) stellte sich der Rektor bei mir hin und sagte: "Ich kenne Deine Mutter und weiß, daß sie Dich immer rechtzeitig zur Schule schickt. Warum tust Du das?" Ich habe nichts gesagt und bin in meine Klasse gegangen.

Meine erste Lehrerin, die auch bestimmte, wer für's Gymnasium vorgeschlagen werden sollte, hat mich nicht vorgeschlagen. Ihre anderen Vorschläge wurden nicht akzeptiert, und ich war später die einzige der Klasse, die dann doch auf eine weiterführende Schule ging.



Die zweijährige Friedel mit ihrer Mutter.

Nach den ersten vier Jahren kam meine Klasse zu anderen Lehrkräften. Dort habe ich mich sehr wohl gefühlt; ich bin auch nie wieder zu spät gekommen. Meine Schulleistungen waren sehr gut, und man sagte, ich müßte unbedingt auf eine weiterführende Schule gehen. Das kostete aber Schulgeld, und alles mußte bezahlt werden - vom Fahrgeld bis zum Bleistift. Es gab die Staatliche Handelsschule, und bei der Prüfung war es so, daß sich 200 bewarben und nur 80 angenommen werden konnten, weil kein weiterer Platz da war. Ich habe die Prüfung gemacht und war bei den 80. Zwei Klassen wurden gebildet. Mein Vater bekam 1/2 Stipendium, alles andere mußte auch hier bezahlt werden. Es war für meine Eltern nicht leicht. Obwohl mein Vater Fachkraft war und nicht schlecht verdiente, war doch alles sehr schwierig. Die Zeiten wurden immer schlechter, und die Bevölkerung mußte ihre Ansprüche an Essen, Trinken und Bekleidung sehr bescheiden halten.

Durch meinen Vater habe ich wie gesagt sehr viel gelernt. Er war ein sehr belesener Mann, und wir hatten Bücher, die man gemeinhin in einem Arbeiterhaushalt nicht hatte. Als ich 11 Jahre alt war, sagte er zu mir, ich könnte doch mal zu den "Kinderfreunden" gehen. Meine Antwort war: "Nein, was soll ich da?" Ich hatte absolut keine Lust. Ich spielte lieber mit dem Ball und erzählte Geschichten. Die Kinder hörten gerne zu. Da ich meinen Vater sehr liebte und er ein sehr guter Vater war, habe ich es ihm zu Gefallen dann doch getan. Ich kam in eine Gemeinschaft, in der es mir von Anfang an sehr gut gefallen hat. Wir haben gebastelt, gelesen und diskutiert. Es war eine gute Gemeinschaft unter der Obhut von Familie Lehr. Es waren nur Kinder von Sozialdemokraten. Wir haben Fahrten zusammen gemacht und z. B. bei Mutter Rieck geschlafen. Wir kannten ja keine Reisen. In der ganzen Schulzeit gab es eine 3-Tage-Fahrt in die Lüneburger Heide. Geschlafen wurde im Stroh beim Bauern. Schullandheime oder ähnliches gab es noch nicht, und wenn, dann sehr wenige. Später schloß ich mich der Arbeiterjugend an. Dort bin ich fast in der ganzen Freizeit gewesen. Ich wurde eine eifrige Sozialdemokratin genau wie meine Eltern. Die Verhältnisse damals waren sehr, sehr schlecht. Demonstrationen, Streiks um ein paar Pfennige. Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung. Fast alle Haushalte lebten sehr knapp, weil die Löhne so niedrig waren. Wir konnten noch nicht besonders klagen, weil mein Vater noch relativ ganz gut verdiente.

Ein Wochenlohn war die Monatsmiete: 32 Mark. Meine Eltern waren 1913 in einen Neubau gezogen. Das war schon etwas: Flur, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Toilette. Der Lohn meines Vaters war damals 120-130 Mark im Monat.

Es war so, wie man es sich heute nicht mehr vorstellen kann. Es wurde sehr karg gelebt. Ich weiß noch aus meinem Elternhaus, daß es jedes Wochenende frische Suppe gab, weil man darin das Fleisch zunächst kochen konnte. Anschließend wurde es gebraten, und dann gab es Gemüse dazu. Meine Eltern hatten einen Schrebergarten, damit wenigstens genügend Obst und Gemüse da war. So waren die Verhältnisse in den 20er Jahren allgemein. Ab 1929 wurde es noch schlechter.

1929 war ich mit der Staatl. Handelsschule fertig und verließ als beste Schülerin meine Klasse. Die Schule hatte 2 Lehrstellen zu vergeben, für jede Klasse eine. Die besten bekamen sie. Mir fiel eine Stelle zu. Ich wollte Bilanz-Buchhalterin werden, und dies wurde gebraucht. In der anderen Klasse wurde eine Sekretärin für Deutsch und Englisch gesucht.

Die Schlangen an den Arbeitsämtern waren sehr lang, und es wurde immer schlimmer.

Die politischen Auseinandersetzungen nahmen zu, vor allem die Fehde zwischen Kommunisten und SPD. Ende der 20er Jahre kam es zum Aufstand der Kommunisten, die Erstürmung der Polizeiwache Muggenkampstraße in Eimsbüttel. Diese Dinge waren nichts Ungewöhnliches. Auch wir Kinder und Jugendlichen mußten uns unserer Haut wehren. In meiner Zeit in der Sozialistischen-Arbeiterjugend haben wir viel demonstriert. Die Demonstrationen, die ich mitgemacht habe, kann ich nicht mehr zählen.

Ich kam von der Schule zu der Firma Claus Wehrt in die Deichstraße. Wir lagen in der Speicherstadt. Es war eine größere Firma mit mehreren Abteilungen. Kolonialwaren en gros und Baumwolle. Ich kam wie erwartet in die Buchhaltung und hatte das große Glück, einen Prokuristen zu finden, der mir in den Börsenzeiten, wenn er nicht mit mußte, Tips gab, die für

die praktische Arbeit sehr wertvoll waren. Bald bekam ich das große Debitoren-Buch, in Leder gebunden, und vorne stand in Goldbuchstaben "Mit Gott". Dies war früher bei den Hanseatischen Kaufleuten so üblich. Bevor ich anfang, habe ich mich bei der Gewerkschaft "Zentralverband der Angestellten" einschreiben lassen. Ich war doch Sozialdemokratin. Ich merkte sehr bald, woher der Wind wehte. Ich habe nichts gesagt. Es gab noch den sehr konservativen Handlungsgehilfen-Verband und den Angestellten-Verband. Der Leiter der Baumwollabteilung hatte sehr viel Sympathie für die Nationalsozialisten. Wir hatten auch einen sog. Boden, wo die Schuten anlegten. Dort wurde die Ware gelöscht. Der Bote mußte die Baumwollproben zu den betreffenden Firmen bringen, alles zu Fuß, und das Telefon hing noch an der Wand. Jeden Mittag gingen zwei bis drei Leute zur Börse.

Die allgemeinen Verhältnisse wurden noch schlechter als sie schon waren. Nach etwa einem Jahr kam der Prokurist zu mir und sagte: "Mit Ihren Leistungen sind wir sehr zufrieden, nur müssen wir aufgrund der allgemeinen Lage eine ganze Abteilung auflösen, und darum können Sie nicht bei uns bleiben. Ich gebe Ihnen jede Zeit, die Sie brauchen, wenn Sie die Möglichkeit haben, etwas anderes zu bekommen." Da bin ich zum Zentralverband gegangen. Sie machten lange Gesichter, denn die Schlangen bei den Arbeitsämtern wurden immer länger. Es war 1930/31, und Arbeit war wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen zu suchen. Der Verband hat mich zu verschiedenen Büros geschickt, aber die sagten mir absolut nicht zu, das waren Riesensäle, an denen alle an ihren Maschinen saßen. Eines Tages sagte der Vermittler im Verband zu mir: "Fräulein Bade, ich habe hier eine Anfrage vorliegen. Das wäre eventuell etwas für Sie. Es wird viel verlangt von Ihnen, aber ich glaube, Sie werden es schaffen." Da bin ich zu der angegebenen Firma gegangen. Sie war am Baumwollwall in den kleinen Häusern, die vor der Ausbombung dort standen. Sie handelte mit Tiefbaumaterial, hatte enorm große Lastzüge und viele Fahrer. Bei Claus Wehrt hatte ich 90 Mark im Monat bekommen. Das hört sich nicht viel an, aber für damalige Verhältnisse war es nicht schlecht, zumal in meinem Alter. Ich habe mir gedacht, wenn soviel verlangt wird, mußst du etwas mehr verdienen. Da wurde ich dem Chef vorgestellt, der Kriegsbeschädigter aus dem Weltkrieg 14/18 war. Ihm fehlte der rechte Arm, und er trat kurz. Als er mich fragte, ob ich das alles könne, was

verlangt wurde, bejahte ich dies, weil ich es mir zutraute und auch unbedingt die Stellung haben wollte. Ich wußte schließlich, daß wieder Streik war und mein Vater wenig Geld ins Haus brachte. "Noch eine Frage: Können sie mit Personen umgehen? Ich habe eine Menge Fahrer, und das ist nicht leicht. Was verlangen Sie denn?" Da antwortete ich: "120 Mark". Und er meinte, ich sei aber nicht bange. Das sei viel Geld. Ich sagte nichts dazu, und er meinte schließlich: "Wenn Sie das alles können, wie ich mir das vorstelle, dann fangen Sie bei uns an. Mein alter Buchhalter, der bisher die Bücher geführt hat, kann es einfach nicht mehr." Daraufhin habe ich übergangslos dort angefangen. Ich habe auch alles geschafft und sehr selbständig gearbeitet, nur hatte ich nie einen geregelten Feierabend. Die Fahrer kamen immer zu verschiedenen Zeiten, und es mußten die Papiere im Büro sein, neue Touren bekanntgegeben werden und dergleichen mehr. Die Hauptkunden waren die großen Tiefbauunternehmen. Ich bin in die Firma hineingewachsen und bekam später Unterschriftsvollmacht und mehr Geld.

Von den Kinderfreunden ging ich in die Arbeiterjugend. Zusammen mit anderen wurde ich von Karl Meitmann im Gewerkschaftshaus in die Partei aufgenommen. Es war gang und gäbe, daß wir parteilich etwas taten und auch demonstrierten. Parteimitglieder konnten wir mit 18 werden, aber wir gehörten vor unserem 18. Lebensjahr schon dazu. Ich habe der Arbeiterjugend sehr viel zu verdanken. Wir gingen z. B. ins Theater. Es gab sehr billige Stehplatz-Karten im Schauspielhaus ganz oben. Die Platzanweiserin kannte uns schon, und wenn mal ein Platz frei war, durften wir uns hinsetzen. Wir gingen auch in die Universität abends am Dammtor. Das wurde von Eimsbüttel alles zu Fuß gemacht. Fahrgeld hatten wir nicht. Und wenn wir sonntags auf Fahrt gingen, dann gab es 15 oder 30 Pfennig, damit wir im Sammeltransport fahren konnten. Wir haben Gemeinschaftsabende gemacht, für die wir, wenn wir länger zusammen waren, unser Brot mitbrachten. Dann wurde es auf den Tisch gelegt, weil die meisten nur Margarinebrot hatten. Einige Kinder hatten Wurstbrote dabei. Damit keiner im Vortel war, mußten die dann mal Margarinebrot essen, während die anderen Wurstbrot essen durften. Ich muß sagen, ich habe eine sehr glückliche Jugend gehabt. Ich hab mich sehr wohl gefühlt. Wir haben Volkstänze getanzt, vor allen Dingen haben wir auch



Friedel als junges Mädchen (1932).

gelernt. Wir haben sehr viele Referenten gehabt, wir haben gemeinschaftlich gelebt. In der Gruppe, in die ich hineinkam, Eimsbüttel 7, waren wir etwa 70 Jugendliche. Da waren nur drei Mädchen. Es war selbstverständlich, daß Mädchen dabei waren. Es mag auch Gruppen gegeben haben, wo mehr Mädchen waren, aber bei uns in meiner Gruppe Eimsbüttel 7 waren wir nur drei Mädchen. Das waren Else Koditz, Elsa Schneider und ich. Aber wir waren so behütet, behüteter konnten wir wirklich nicht sein. Eimsbüttel hatte mehrere Gruppen, und jeder Stadtteil hatte seine Gruppe. Der Bezirk Eimsbüttel mit den jetzigen Außenbezirken existierte überhaupt noch nicht. Am Eidelstedter Weg war Schluß. Wir hatten weder Schnelsen noch Stellingen noch Eidelstedt noch Wandsbek noch Bergedorf noch Altona. Das gehörte alles nicht zu Hamburg. Das ist 1938 erst zu Hamburg gekommen. Ich wohnte im Hellkamp praktisch an der Grenze - Eidelstedter Weg. Das haben wir später natürlich reichlich ausgenutzt in Freunds Gesellschaftshaus, welches schon auf der Stellingener Seite stand, als die Nationalsozialisten kamen.

In der Jugendbewegung haben wir viel Parteiarbeit gemacht. Da war es von Vorteil, daß wir jung waren und schnell laufen konnten. Unsere Gegner waren nicht nur die Nationalsozialisten, es gab häufig Prügeleien in Eimsbüttel zwischen den Gruppen der KPD und der SPD. Wir haben "Mein Kampf" gelesen. Wir waren uns vollkommen im klaren, daß der Krieg mit Rußland eines Tages kommen würde. Denn es steht der markante Satz in "Mein Kampf": "Aus Blut und Tränen im Osten wird neues Brot wachsen." Es gab mehrere solch markanter Sätze, die auf die feste Absicht hinwiesen, eines Tages Krieg zu führen. Es war sehr schwierig, Flugblätter zu verteilen. Wir haben zum Beispiel einen Blockwagen genommen - meist mit drei jungen Leuten, zwei Jungs und ich. Ich war sehr aktiv in der Gruppe. Wir haben die Flugblätter in den Blockwagen gelegt und sind vor die Mietshäuser gefahren. Wir haben die Schuhe ausgezogen, sind die Treppen raufgelaufen, haben Flugblätter in die Briefkästen gesteckt, haben von oben nach unten geklingelt. Dann wieder in die Schuhe rein, in den nächsten Hausflur und so weiter. Manchmal wurden uns die Flugblätter weggenommen, es wurde geprügelt. Die Partei hat die Flugblätter zentral gemacht auf Hamburger Ebene. Es kam alles von der Theaterstraße - dort war das Büro der SPD. Da sind wir nach dem Krieg

wieder ein- und ausgegangen. Nach dem Krieg tagten wir mit Professor Anna Siemsen dort. Es wurde immer schwieriger. Wir hatten die Hoffnung, daß die Nationalsozialisten finanziell am Boden lägen, daß sie wahrscheinlich nicht weitermachen könnten. Aber durch Schacht¹, durch die Industrie insgesamt sind sie wieder zu Geld gekommen. Sonst wäre Hitler nicht zur Macht gekommen. Die Industrie und die Schacht-Leute, die haben es auf dem Gewissen. Das ist 1931 und 1932 gewesen. Da kriegten sie diesen Schub, und da wurden sie natürlich auch viel frecher. Ich kann mich erinnern, daß z. B. in Eimsbüttel vor der Wahl März 33 eine große Versammlung mit Hitler stattfand. Meine Mutter und ich haben vom Balkon geguckt und waren erschüttert, wie die Menschen an den Bussen hingen und zur Versammlung fuhren und liefen, um Hitler zu hören. Im März 33 gewann Hitler die Wahl. Wir Jugendliche hatten den Gedanken, auf die Barrikaden zu gehen. Es war vielleicht irre, aber wir wußten, daß später im Krieg viele von uns sterben würden. Die älteren Genossen haben ernstlich abgeraten. Mich hatte man auch gefragt, ob ich bereit sei, im Verbot etwas für die Partei zu tun. Die Partei ist gleich nach der Wahl und dem Machtantritt verboten worden. Das Schlimmste, was meinem Vater widerfahren ist - Otto Bierstedt² hat es mir später auch erzählt - war, wie das Reichsbanner am Holzdamm zusammenkam. Mein Vater war da, Karl und andere auch. Die Nazis besetzten das Rathaus, und die Reichsbanner-Leute konnten nichts machen. "Es hat keinen Sinn mehr!" Mein Vater, überzeugter Sozialdemokrat, zog gebeugten Hauptes ab, und die anderen auch. Sie mußten um jede Ecke gucken, um mit heiler Haut nach Hause zu kommen. Die aktiven Parteigenossen wurden immer weniger. Wie alle Sozialdemokraten hatten wir laufend Hausdurchsuchungen. Mehr oder minder. Bei uns kamen sie oft, und meistens mitten in der Nacht. Wenn meine Mutter sagte: "Was suchen Sie denn eigentlich?" hieß es, "Halten Sie die Schnauze!" Wir mußten stets mit den Füßen und Gesicht zur Wand stehen. Es ist eigentlich nicht vorstellbar. In der Zeit der Bücherverbrennung kamen sie mit drei Mann rein, nahmen Bücher mit, englische Bücher, französische Bücher, Fachbücher für Maschinen und andere. Ich bin davon überzeugt, daß sie nichts von den Büchern verstanden und nur

¹Hjalmar Schacht, Reichspräsident 1924 bis 1930. Er unterstützte Hitler und vermittelte ihm Kontakte zu Hochfinanz- und Großindustrie. Minister unter Hitler. Entwickelte sich zum Hitler-Gegner im Zuge der Kriegsvorbereitung. Verhaftung 1944 wegen loser Kontakte zu konservativen Widerstandskreisen. KZ-Ravensbrück. Freispruch im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozeß. Privatbanker.

²Langjähriger Leiter des Ortsamtes Lokstedt

Befehle ausführten. Unsere Literatur war fortschrittlich. Mein Vater hatte trotz schmalen Kasse Volksausgaben gekauft. Als ich anfang zu verdienen, bin ich Mitglied der Büchergilde Gutenberg geworden.

Übrigens habe ich im Untergrund meinen Mann kennengelernt. Es war auch 1933. Er war Vorsitzender der Partei in Gesamt-Eimsbüttel. Es kamen die Genossen zu ihm, gaben alles Material ab, was sie noch hatten, und wollten einen Stempel von ihm, daß sie aus der Partei ausgetreten seien. Hauptsächlich ihrer Familie und Arbeit wegen. Karl hat mich zu Gruppen mitgenommen, z. B. bestand noch ein Zusammenhang mit der Gruppe Otto Burmeister, dem späteren Initiator der Ruhrfestspiele. Wir kamen da und dort zusammen, bis es nicht mehr ging. Von der Zentrale wurden Dreiergruppen gebildet. Es durften nur drei sein, damit nicht noch mehr gefährdet wurden. Nur Dreiergruppen, denn du weißt nicht, was du aushältst, wenn sie dich schnappen. Wer behauptete, daß es ihm nichts ausmache, dem konnte ich das nicht abnehmen. Wer geschnappt wurde von unseren Genossen, dem ist es schlecht ergangen. Als erster bei uns war das der Genosse Schönberg. Er war Friseur. Wir gingen alle aus unserer Gegend zu ihm. Eines Tages hatten sie ihn nach Fuhlsbüttel³ geholt. Nach einigen Wochen kam er wieder. Ich ging zum Haarschneiden zu ihm, und da sagte er leise zu mir: "Sei still, hier sitzt ein Spitzel."

Ich hatte die Aufgabe, kleine Zettel zu schreiben. Sie wurden dann von zwei weiteren Genossen verteilt, damit die Verbundenheit untereinander erhalten blieb. Es war unter uns eine reine Angstpsychose ausgebrochen, was ja auch verständlich war. Diese Zettel nannten wir kleine Kartätschen. Es gab bestimmt noch weitere Schreiber in Eimsbüttel. Ich kannte sie aber nicht. In den anderen Stadtteilen gab es auch einige Dreiergruppen. Es ging eine ganze Zeit lang gut, bis überall eine große Razzia stattfand. Bei uns wohnten drei Familien im Hause, die Genossen waren. Wir wohnten ganz oben, und es war abgemacht, wenn was sein sollte, klopfen wir mit dem Besen an die Decke. So war es mir möglich, die Schreibmaschine schnell verschwinden zu lassen. Es war schwierig, aber es gelang. Wenn sie mich geschnappt hätten,

³Die Strafanstalt Fuhlsbüttel diente unter den Nazis als Konzentrationslager für politische Gefangene (KoLaFu).

wäre ich sofort mitgenommen worden. Meine Mutter war schon ganz weiß im Gesicht und dachte nur, die Deern holen sie noch ab. Die Nazis sagten: "Es ist uns gemeldet worden, daß hier mit der Maschine geschrieben wurde." Wir haben verneint, und sie gingen dann wieder weg. Manche von unseren Leuten sind nach Fuhlsbüttel gekommen und haben dort viel erleiden müssen. Die Maschine hatte ich dem Genossen Salinger zuspiesen können, der bei uns auf der Etage wohnte. Salinger, ein aufrechter Genosse, hat die Maschine ganz verschwinden lassen. Er hatte wohl Angst, daß ich sonst doch geschnappt würde. Die Spannung wurde immer größer. Du bist z. B. auf der Straße gegangen, und dir ist ein Genosse begegnet, den du gut kanntest. Er hat dich gar nicht angesehen, um nicht mit dir in Berührung zu kommen. So ging die Isolierung immer weiter. - Mit Zutun von Karl ist Max Brauer mit dem Motorrad über die Grenze gekommen. Es sind noch mehr über die Grenze geschafft worden, aber da weiß ich keine Einzelheiten. Es war leichter von Stellingen aus als vom Stadtgebiet. Brauer war ja vor dem Krieg Oberbürgermeister von Altona, nach dem Krieg wurde er Bürgermeister von Hamburg. Hamburg hat ihm viel zu verdanken. Brauer ist damals nach der Flucht in China gelandet und später in den USA. Er konnte später noch Weichmanns in Amerika behilflich sein.

Wie in seinem Büchlein beschrieben, hat Karl in Eimsbüttel die Erwerbslosen zu einer Gruppe vereint. Es fanden Versammlungen im Hansasaal statt mit 4- bis 500 Teilnehmern. Dort habe ich auch Willy Brandt das erste Mal gesehen. Er kam mit Julius Leber⁴, der dort referierte. Leber wurde später von den Nazis ermordet. Karl hat die ganze Erwerbslosenselbsthilfe für Hamburg aufgebaut. Er wurde Mitglied Nr.1. Die Erwerbslosenselbsthilfe ermöglichte es auf ehrenamtlicher Basis in Zusammenarbeit mit Neumann und Spendern, daß die Erwerbslosen eine warme Mahlzeit pro Tag bekamen. Letztendlich waren es 315 Küchen. Nach der Machtübernahme mußte er zum neuen Sozialsenator kommen. Dieser sagte: "Herr Büscher, wir möchten, daß Sie für uns die Küchen weiterführen." Sie boten ihm 500 Mark im Monat, das war in dieser Zeit enorm viel Geld.

⁴Julius Leber, SPD-Mitglied seit 1913, Reichstagsabgeordneter 1924 bis 1933, Chefredakteur des "Lübecker Volksboten". Gehörte zum Widerstand - Kreisauer Kreis um Goerdeler. Wurde 1944 von den Nazis hingerichtet.



In Eimsbüttel aufgewachsen. Hellkamp 51, IV. Stock, rechts.

Karl sagte: "Ich wechsele die Gesinnung nicht wie mein Hemd." Er war überzeugter Sozialdemokrat, und auch das Geld konnte ihn nicht locken, obwohl er nichts hatte. Daraufhin hat man ihm gedroht und gesagt, das werde er noch bereuen. Man hat es ihn auch bereuen lassen, aber das ist ein Kapitel für sich. Unter anderem hat man ihn zu Vernehmungen in die Baubehörde bestellt. Dort war die Gestapo zu Hause. Es gab lange Vernehmungen, und dann konnte er wieder gehen.

Karl hat die Genossen durch Mundpropaganda wissen lassen, daß wir am 1. Mai im Niendorfer Gehege zusammenkommen. Es gehörte schon Mut dazu, dort hinzugehen. Es waren aber eine ganze Menge gekommen. Abends sollte in Langenfelde Tanz sein. Dann kam die Polizei mit Wagen und Anhänger. Wir mußten aufsteigen. Doch die Polizei ist langsam angefahren. Wer konnte, ist abgesprungen und getürmt. Die Polizisten waren nicht alle Nazis und haben zum Teil auch mit uns sympathisiert. Übrigens hat Karl von der Polizei den Tip bekommen, er möchte doch zusehen, daß er aus Deutschland herauskommt. Er hat alles versucht, doch ihm fehlten 10.000 Mark, um ein Visum zu bekommen. Er wurde laufend von den Nazis überfallen, z. B. in der U-Bahn Hellkamp von dreien. Er war ein kräftiger Mensch, aber drei zu eins war schon schlecht. Später haben wir uns mit Jack Meitmann, er war unser 1. Vorsitzender in Hamburg gewesen, in der Lüneburger Heide getroffen. Jack war so verkleidet, daß wir ihn gar nicht wiedererkannt haben. Da trafen wir uns alle - die noch standfesten Zinnsoldaten. Wir waren ziemlich viele, aber für ganz Hamburg doch wenige. Es wurde immer schwieriger.

Meine Eltern hatten die Möglichkeit, in Niendorf ein Grundstück bei monatlicher Abzahlung zu erwerben. Mein Vater baute ein kleines Holzhäuschen darauf.

Es wurde für uns immer schwieriger, in Eimsbüttel zu wohnen. Merkwürdig hört es sich an, keiner will mit dir etwas zu tun haben, weil du ihm vielleicht gefährlich werden könntest. Wir haben dann die Wohnung vermietet. Ein Zimmer habe ich zunächst behalten, weil ich wegen Platzmangel keine Möglichkeit hatte, in Niendorf mit zu wohnen.

Dann kam 1934. Karl und ich sind zusammengeblieben und haben uns verlobt. Meine zukünftige Schwiegermutter sagte: "Bald kann ich das nicht mehr aushalten, immer wieder diese Hausdurchsuchungen." Karl hatte sich bemüht wegzukommen, aber es scheiterte am Geld. Das englische Konsulat und andere hatten genug damit zu tun, die Juden wenn möglich in Sicherheit zu bringen. Arbeit durfte ihm keiner geben, die Machthaber hatten ihm krumm genommen, daß er nicht für sie arbeiten wollte. Er bekam unter der Hand aber - d. h. immer mal sporadisch - Arbeit. Er war ja Kaufmann und Maurer von Beruf, hatte beides gelernt. Freunde haben ihn dann immer mal eine kurze Zeit durchgeschleust.

Eines Tages besuchten wir meine Eltern. Meine Mutter sagte: "Da nebenan hat sich ein Herr Schröder ein kleines Haus gebaut. Die Frau wollte von Barmbek zum 10. Hochzeitstag dort einziehen, aber ihr Mann ist mit einer anderen abgehauen. Die Frau will nun nicht einziehen und will das Haus verkaufen. Wollt Ihr es nicht übernehmen?" Wir hatten aber kein Geld, obwohl ich nicht schlecht verdiente und Karl ein Grundstück in Harksheide hatte. Wir wußten nicht, wie wir das finanziell machen sollten. Meine Mutter konnte schlecht jemandem etwas abschlagen, sie sagte: "Ihr könnt doch wenigstens einmal mit ihr reden." Frau Schröder sagte: "Ich weiß, daß alle Leute kein Geld haben, aber Sie können es abbezahlen. Ich weiß, daß Sie ordentliche Leute sind, vielleicht wäre es Ihnen doch möglich. Ich ziehe hier auf keinen Fall ein." Es war ein kleines Häuschen mit einem Schlafzimmer, einem Wohnzimmer, Küche und einem Verandazimmer. Ich habe heute noch Bilder davon. Wir wollten es uns überlegen und sind uns dann später handelseinig geworden. Dazu kam, daß Karl nicht mehr wußte, wo er hinsollte. Seine Mutter weinte nur, sie wußte auch nicht mehr, was sie machen sollte. Bei Hausdurchsuchungen hatte man schon die Betten demoliert und die Matratzen kaputtgeschnitten. Wir haben 15 Mark pro Woche abbezahlt. Das war für uns viel Geld, und wir mußten es vom Munde absparen. Meine Mutter sagte: "Zieh hierher." Da ist Karl dort eingezogen, wo meine Eltern wohnten, und meine Eltern und ich in das neue Häuschen.

Als meine Eltern nach Niendorf zogen, kam als erstes die Polizei. Wir waren dabei, als sie fragten: "Wie lange waren Sie in der SPD?" Unsere Antwort von jedem: "Bis zum Verbot."

"Das wollte ich Ihnen auch geraten haben, Sie sind uns schon gemeldet." Dies war der erste Empfang in Niendorf. Wir waren also schon gemeldet, obwohl Niendorf noch gar nicht zu Hamburg gehörte. Wie wir später feststellten, gab es hier sehr viele Nationalsozialisten.

Karl kannte in Niendorf aber auch alte Sozialdemokraten. Da war die Familie Reimer im Hainholz und die Familie Hackhe. Otto Burmeister, der spätere Fraktionsvorsitzende im Ortsausschuß Lokstedt, die Familie Wenzig und noch einige mehr. Otto Burmeister hatte noch Verbindungen und bekam Kartätschen aus Norwegen und Schweden und brachte uns welche. Karl wäre eventuell auch nach Harksheide gegangen, aber das war unmöglich. Die SS hatte ihr Augenmerk darauf. Zu Anfang hatte er die ganzen Utensilien von der Druckerei in der Theaterstraße dorthin geschafft und tief vergraben. Das war wohl von Nachbarn gemeldet worden. Es wurde aber nichts gefunden. Karl hatte alles in Ölpapier gut verpackt.

Meine Eltern hatten nun ihr eigenes Grundstück erworben. Wir hatten das Häuschen, aber kein Grundstück. Wir wollten gerne etwas kaufen und wandten uns an Mutter Gerdes - das war der große Bauer gegenüber der Kirche. Als Karl zu ihr kam, hat er sich vorgestellt. Mutter Gerdes sagte: "Du heißt Büscher? Kennst Du einen Hermann Büscher?" "Ja, das ist mein Großvater." "Wenn Du ein Büscher bist, dann komm rein. Wenn keiner das Grundstück kriegt, aber Du kriegst es. Du kannst das auch abzahlen." Wir haben das Grundstück mit 25 Mark im Monat abbezahlt. Karls Großvater war mit Mutter Gerdes in Niendorf zur Schule gegangen, und der Urgroßvater besaß in Niendorf einmal den Hof 3.

Übrigens ist meine Mutter eine geborene Krohn. Sie ging einmal im Jahr mit ihrem Großvater zum Bezahlen der Gilde zu Bäcker Mähl, der eine bekannte Gaststätte und Bäckerei hatte. Meine Mutter hatte dies noch sehr gut in Erinnerung. Sie konnten nur bis Münsters Gasthof am heutigen Siemersplatz in Lokstedt fahren, und dann ging es zu Fuß den Berg hinauf. Eine Bahn gab es noch nicht in Niendorf. So haben mein Mann und ich auch eine Menge Wurzeln in Niendorf.

Karl galt als staatspolitisch nicht zuverlässig, darum hatte er ständig Schwierigkeiten mit dem Arbeitsamt in Niendorf. Zwischen dem Grundstück meiner Eltern und unserem lag ein Pachtgrundstück, welches wir später pachteten, um einen Durchgang zu haben. Da unsere Grundstücke in der Nähe des Flughafens lagen, bedeutete das, daß wir später räumen mußten. Jetzt schreiben wir aber noch die Dreißiger Jahre. Unsere Firma, d. h. wo ich tätig war, hatte - wie schon erwähnt - mit Tiefbau zu tun. Der Flughafen sollte weiter ausgebaut werden. Da Hitler autark sein wollte, wurde es generell im Bauwesen immer schwieriger. Intern wurde alles darauf vorbereitet, Krieg zu führen. Hitler wollte alles abschotten. Da es automatisch bei uns in der Firma etwas ruhiger wurde, bat mich der Bruder meines Chefs, vorübergehend ihm behilflich zu sein. Sie hatten mit der Woermann-Linie zu tun, es mußte noch vieles abgewickelt werden. Da bin ich dann täglich 2 - 3 Stunden hingegangen. Es war eine sehr interessante Tätigkeit. Die Schiffe standen unter Dampf, wie man so sagt, es galt der Kurswert bei Abgang des Schiffes. Die Konnossemente wurden in Englisch geschrieben; die Herren gingen zur Börse und brachten den maßgeblichen Kurswert mit. Der Kurswert war soundsoviel, und da ich sehr präzise und gut rechnen konnte, habe ich ausgerechnet, wie hoch die Summen in englischer Währung waren. Diese Summen wurden dann in die Konnossemente eingetragen, und danach wurde bezahlt.

Später nach dem Krieg hat die Firma mich gefragt, ob ich nicht die Leitung der Buchhaltung übernehmen und gleichzeitig die Maschinenbuchhaltung einführen wollte. Bei uns in der Firma wurde es schwieriger, was die NSDAP betraf. Es durfte keiner wissen, daß ich Sozialdemokratin war. Mein Chef kam - so glaube ich - in eine Zwangslage. Er zeigte mir, daß er unterm Revers das Hakenkreuz trug. Wir haben nicht darüber gesprochen, meines Erachtens hat er es für die Firma getan, um den Betrieb zu halten. Kein Angestellter war Nationalsozialist. Er hatte z. B. Verträge für die HEW zu erfüllen. Wir haben etwa 1938 in Krümmel (Pulverherstellung) einen ganzen Lastzug mit Fahrer und Beifahrer verloren. Es war schrecklich. Es ist alles in die Luft geflogen. Die SS kam in die Firma, es durfte nicht darüber gesprochen werden. Wir wurden extra vereidigt. Auf der Beerdigung war auch das Krematorium voll von SS-Männern, und ich bin überzeugt, in den Särgen, die dort standen,

war gar nichts drin. Der Fahrer Mussmann war der älteste Fahrer. Sein einziger Sohn ist später im Krieg gefallen. Die Frau blieb zurück. Es war alles sehr schlimm.

Nach diesem Vorfall, so schien es mir, war es innerhalb der Belegschaft nie mehr so, wie es gewesen war. Für mich änderte sich nicht viel, mein Wirkungskreis war der gleiche, nur insgesamt wurde es für alle schwieriger, die Zeiten verschlechterten sich zunehmend. Wir waren nun schon etliche Jahre in der Hammer Landstraße / Luisenweg. Für mich bedeutete es, daß ich jeden Tag bei Wind und Wetter morgens und abends je 1 1/2 Stunden mit dem Fahrrad unterwegs war. In Niendorf waren die Verkehrsmittel schlecht. Im Winter bei tiefem Schnee mußte ich bald eine 3/4 Stunde zu Fuß laufen, um die Straßenbahn zu bekommen, und diese fuhr auch eine gute Stunde. Dadurch war ich fast immer erst um 8 Uhr abends im Hause. Es zeichnete sich immer mehr ab, es lag Krieg in der Luft. Den Anfang hatten der Spanische Bürgerkrieg und die Hilfe Adolf Hitlers für Franco gemacht. Der Jubel der Deutschen, als die Flugzeuge zurückkamen! Das ist eine Geschichte für sich und tragisch in ihrem ganzen Ausmaß. Die Firma zog dann später gegen 1937/38 in ein eigenes Haus in die Alsterdorfer Straße. Für mich war der Weg mit dem Fahrrad dann nicht mehr ganz so weit. Es ist für die meisten Menschen heute unvorstellbar, was für Strapazen unsere Generation auf sich nehmen mußte und durchgestanden hat. Vor, während und nach dem schrecklichen Krieg.

Wir wohnten in der Nähe des Flughafens. Ursprünglich war der Flughafen, als wir nach Niendorf gezogen waren, sehr klein und sollte auch nicht vergrößert werden. Durch Adolf Hitler wurde alles anders. Zum Beispiel: Auf dem jetzigen Flughafengelände hatten Erwerbslose eine sehr annehmbare Siedlung in Eigenhilfe gebaut. Hitler ließ die Leute aus diesen Häusern vertreiben und in der Öffentlichkeit behaupten, die Häuser wären durch Ungeziefer verseucht, obwohl es gar nicht wahr war. Seine ersten kleineren Bomben hat er dann quasi zu Sprengübungen benutzt und die Häuser dem Erdboden gleich gemacht. 1936 hieß es dann, daß wir alle am Flughafen weg müßten. Es sollte ein großer Flughafen werden. Auf unserem Areal waren sieben Eigentümer, unsere beiden Familien und noch fünf andere. Alles Gelände hatte mal Mutter Gerdes gehört. Nebenbei gesagt: Der Hof von Mutter

Gerdes und auch viele andere Höfe sind in den Bombennächten 1943 zerstört worden. Frau Gerdes' einziger Sohn ist bei der Feuerwehr in der Bombennacht zu Tode gekommen. Auf dem Flughafengelände durfte nicht mehr gebaut werden. Meine Eltern hatten es besonders schwer. Die Lebensversicherung meines Vaters sollte einmal Baugeld werden. Dieses Geld bekamen sie zwei Tage vor der Währungsreform nach dem Krieg ausgezahlt. Später haben wir mit der Stadt Hamburg unsere Grundstücke ausgetauscht. Vor dem Krieg hatten wir schon 2,50 Mark pro Quadratmeter bezahlt.

Was bedeutet es, kein Nationalsozialist zu sein, wenn du bekannt bist? Daß du unter Beobachtung stehst, und alles, was du tust, kontrolliert wird. Der Blockwart sitzt oft im Garten und guckt, ob und wer bei dir ein und aus geht. Es kommt aber fast niemand mehr. Auch daran gewöhnt man sich mehr oder minder. Zu Anfang und später noch mehr ging es unbarmherzig auf die jüdischen Menschen los. Nur eine kleine Episode am Rande. Ich habe sie bisher in meinem Leben nicht vergessen können. 1933 standen Karl und ich auf dem Harburger Bahnhof und mit uns eine Kindergärtnerin mit einer Gruppe kleiner jüdischer Kinder, etwa 3 bis 4 Jahre alt. Sie wartete mit den Kindern genau wie wir auf den nächsten Zug. Eine deutsche Frau mittleren Alters ging auf die Kinder zu und spuckte vor ihnen aus. Am liebsten hätte ich die Frau verprügelt, aber wir wären sofort abgeführt worden. Freunde waren noch bei uns, auch ihnen erging es wie uns. - Karl wurde vom Arbeitsamt Niendorf nach Mecklenburg geschickt für 73 Pfg. die Stunde und sehr primitiv untergebracht. Er durfte keiner Arbeit nachgehen, die etwas mit Militär zu tun hatte. Er war ja staatspolitisch nicht zuverlässig. Wenn er sich eine Arbeit besorgt hatte, mußte er sie bald wieder aufgeben. Der Chef sagte meistens: "Büschel, ich würde Sie gern behalten, aber ich darf es nicht." Auch das hat Karl nie vergessen. Trotz allem haben wir nach sechs Jahren am 11. Februar 1939 geheiratet. Wir waren unsere Schulden los, hatten unseren Hausstand voll eingerichtet und sind zuerst in das kleine Häuschen gezogen, welches wir von Frau Schröder gekauft hatten. Meine Eltern zogen zurück in ihr Häuschen. Die Hochzeit haben wir in einem Lokal in Groß Borstel prima gefeiert. Mein Chef mit Familie war auch dabei. Die Firma stellte mir den Personenwagen mit Fahrer zur Verfügung, was zu dieser Zeit sehr beachtlich war, und ein gutes

Geschenk gab es auch. Zum Polterabend erschien die ganze Belegschaft. Ich erwähne es nur, weil so etwas in dieser Zeit ganz ungewöhnlich war. Schlagsahne-Torten gab es nicht mehr. Es war für uns auch nicht wichtig, doch für die Zeit bezeichnend.

Ein Jahr konnten wir noch zusammenbleiben. Dann bekam Karl im April 40 kurzfristig Bescheid und war dann 5 1/2 Jahre in Rußland. Seine Brüder waren bereits Soldaten. Er kam in eine zusammengewürfelte Kompanie, alles keine Nationalsozialisten. Eingezogen wurde er in eine Kaserne in Wandsbek, eingekleidet, und am zweiten Tag erfolgte der Abtransport nach Polen zur Ausbildung. Ich erwartete ein Kind. Es sollte Ende September oder Anfang Oktober geboren werden. Fast bis zur Geburt habe ich immer noch einige Tage in der Woche bei der Firma gearbeitet. Meine Nachfolgerin konnte mit der Stellung nicht fertig werden. Es war wohl für sie zu schwer, die Anforderungen zu groß, später ist sie dann auch gegangen. Am 1. Oktober wurde unsere Tochter geboren.

Zur Kompanie, bei der Karl war, kam ein General zur Inspektion. Die Kompanie war für den Rußland-Feldzug bereit. Der General legte ein gutes Wort ein, damit Karl kurz nach Hause konnte. Sein jüngster Bruder war bereits in Belgien gefallen, sein Zwillingsbruder verwundet und seine Tochter geboren. Es glückte, und er war kurz bei uns. Ich wurde sehr krank und hatte Schwierigkeiten bei der Ernährung des Babys. Dank der Hilfe meiner Eltern habe ich das geschafft. Es ist nicht schön, oft benachteiligt zu sein, wenn du anstehst, um einen Bezugsschein zu bekommen für ein Kinderbett, eine Matratze oder Kinderschuhe. Es war für alle schwer, nur du selber warst stets die letzte, egal wann du dort anmarschiertest. Mein Vater machte aus einer noch vorhandenen Aktentasche Schuhe für das Kind, auch wenn er kein Schuster war, aber er konnte eben alles. Zum Glück hatte ich viel Zeug, um auch daraus Kinderzeug zu nähen. Meine Schwiegermutter nähte die Mäntel. Krieg bedeutet Grauen, Tod und Schreckliches. Er bedeutete auch, für Lebensmittelmarken anzustehen, in langer Schlange zu warten, um überhaupt dafür etwas zu bekommen, für ein Kind keine Waschmittel für die Wäsche mehr zu haben. Was haben die Mütter mit vielen Kindern bloß gemacht? Alarm am laufenden Band. Im Trainingsanzug nachts schlafen, frieren, bei Krankheit aufgeschmissen

sein, oft keinen Schlaf bekommen. Mein Vater hatte einen Erdbunker gebaut, damit wir vor Splittern einigermaßen geschützt waren. Der wichtigste Mann war der Postbote. Karl hat die ganzen Jahre wenn möglich geschrieben. Kam Post? Es ist manche Träne geflossen. Als die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, meinten wir, es könnte nicht schlimmer werden. Das war ein Irrtum. Es kam immer schlimmer. Als 1943 der Großangriff auf Hamburg war, haben wir alles mitgemacht. Eine Luftmine ging dicht bei uns herunter. Meine Schwiegereltern haben alles verloren. Zwei Schwägerinnen verloren ebenfalls alles und mußten dennoch ihre Familien und Kinder weiter versorgen. Zum Glück waren sie gerade auf Karls Grundstück in Harksheide zu Besuch, als der Angriff passierte. Deshalb überlebten sie.

Die Kriegszeit war eine schlimme Zeit. Jeder kann sich freuen, der sie einigermaßen überstanden hat. Die größte Katastrophe für Hamburg war 1943. Karl kam für einige Tage auf Urlaub und mußte nach dem Schlamassel in Rußland auch diesen Angriff hier noch erleben. Karls Eltern verloren ihre Wohnung und alles, was dazu gehörte. Zum Glück waren sie auf dem Grundstück in Harksheide. Karl hatte es ihnen zur Hälfte überschrieben, damit sie eine Bleibe hatten, und sein Zivilzeug, was er besaß, seinem Vater gegeben. Mein Schwiegervater starb vor Ende des Krieges. Als Karl zurückkam, hatte er selbst kein Stück Zeug. Später mußte es eine gebrauchte Seemannshose tun, die wir auf Umwegen ergatterten, und der noch vorhandene Sommermantel, den mein Schwiegervater nicht tragen konnte und ihm gab. Wir zogen mit dem Kind und meiner Mutter für zwei Tage nach Harksheide. Es war alles schwarz vom Rauch, kein Strauch war mehr zu sehen. Mein Vater blieb, damit jemand auf alles achten konnte. Karl hatte vieles zu regeln. Er mußte durch die Umstände drei Tage länger bleiben und sich dafür eine Bescheinigung besorgen, damit man es bei seiner Kompanie glaubte. Schweren Herzens fuhr er fort, denn wir wußten nicht, ob wir uns noch einmal sehen würden. Er in Rußland und wir hier in Hamburg. Wir flüchteten bald jede Nacht in den Erdbunker. Meine Schwiegereltern zogen mit Tochter Paula und ihrem Mann in den Taunus. Er hatte das Glück, dort eine Bleibe zu bekommen. Meine Schwiegereltern kamen aber bald nach Harksheide zurück. Mein Schwiegervater ist dort auch gestorben. Er litt sehr unter dem Tod seines jüngsten Sohnes und dessen kleiner Tochter, die an Tetanus gestorben war. Es

kamen - wie wohl überall - immer neue persönliche Katastrophen auf uns zu. Meine Mutter erkrankte schwer. Es war fast unmöglich, ein Bett im Krankenhaus für sie zu bekommen. Mit viel Schwierigkeiten habe ich es dann doch geschafft. Sie mußte lange dort bleiben, schaffte es zum Glück dann doch. Karl wurde schwer verwundet. Man wollte ihm den Arm abnehmen. Karl weigerte sich aber, und ein Hamburger Arzt, der bei dem Team war, half ihm, seinen Willen durchzusetzen.

Wie in den meisten Familien ging es auf und ab. Man mußte mit den Gegebenheiten irgendwie fertig werden. Es kam eine Diphtherie-Epidemie auf. Meiner Mutter ging es zwischenzeitlich wieder einigermaßen. Nun fiel ich aber beim Arzt vom Stuhl und mußte für sechs Wochen ins Krankenhaus: Diphtherie. Es war für meine Eltern nicht leicht, in dieser Zeit mit allem fertig zu werden. Meine Tochter noch klein, und es fehlte an allen Ecken. Mein Vater fuhr mit dem Fahrrad nach Ochsenzoll, um zu sehen, wie es mir ging. Die Patienten jeden Alters und Geschlechts starben wie die Fliegen, obwohl alles Mögliche getan wurde. Wir waren alle sehr froh, als ich wieder im Hause war. Bald darauf durfte ich meinen Mann mit Kind im Lazarett besuchen. Es war eine beschwerliche Fahrt. Als wir ankamen, war er zunächst gar nicht da. Die Verwundeten, die laufen konnten, waren ganz plötzlich damit beauftragt worden, Hitlers letztes Aufgebot an die Front zu bringen. Es sah düster aus. Der Russe war im Vormarsch. Karl hatte für uns ein Zimmer im Gasthaus besorgt. Ich wußte nicht, was nun werden sollte. Wir waren einige Tage zusammen, und dann hatten mein Kind und ich Glück, den letzten Zug zu bekommen, der von Königsberg nach Stettin fuhr. In Stettin konnten wir mit einem nächsten Zug nach Hamburg-Altona fahren. Es gab keine Fenster, und es war hundekalt. Wir haben auf dem Fußboden gesessen, das Kind in eine Wolldecke gewickelt. Mit mir fuhr noch eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Wir sahen, daß der Rückzug begann. Die Flüchtlingstrecks bevölkerten die Straßen. Karl erzählte mir später, daß er noch zwei kleine Kinder übers Eis gebracht hatte, die ihre Mutter verloren hatten. Wo war er selber geblieben? Der Russe rückte immer weiter vor.

Mai 1945: Der Krieg ist aus, es gibt kein Blutvergießen mehr. Es fallen keine Bomben mehr, wir können wieder durchschlafen. Die Nationalsozialisten sind weg. Welch ein Segen. Ein großes Gefühl der Erleichterung tritt ein. Der Engländer hat Hamburg besetzt. Gleichzeitig bangen wir, ob und wann unsere Männer zurückkommen werden? Es ist Ausgangssperre verhängt. Wir frieren und hungern. Jeder versucht, noch etwas Eßbares und Brennbares zu ergattern, auch durch Umgehung der Sperrzeiten. Hamburg liegt ganz in Trümmern, die Außengebiete sind auch mehr oder weniger betroffen. Viele Häuser sind hier nicht mehr zu gebrauchen. Diejenigen Hamburger, die einen Kleingarten besaßen, versuchten dort unterzukriechen. Auch wenn die Gartenlauben noch so klein waren und die Familien knapp hineinpaßten, gab es doch ein Dach über dem Kopf. In Niendorf gab es sehr viele Kleingärten. Die Menschen hatten oft noch nicht einmal das Notwendigste zum Leben. In den Kleingarten-Kolonien und etwas weiter vom Tibarg gab es keine Beleuchtung, kein Siel, kein Wasser. Pumpen mußten her. Es gab keine Schulen für die Kinder. Die Sootbörnschule war die einzige, die noch intakt war. Die Marktplatzschule war beschädigt.

In den Gräben wimmelte es von Ratten. Wo Not ist, gibt es Ratten. Es heißt, daß 1000 qm nötig sind, um die Fäkalien von vier Personen zu verarbeiten. Hungern und Kohlenklau waren an der Tagesordnung. Frieren ist für mich heute noch das schlimmste. Die Menschen, die eigentlich das Elend mit zu verantworten hatten, waren verschwunden und dachten in den meisten Fällen nur an ihre eigene Haut. Trotz eigener Nöte waren die Menschen bereit, wieder Ordnung herzustellen. An der Spitze maßgeblich die Sozialdemokraten. Ende August kam Karl aus der Gefangenschaft. Er war vor den Russen geflohen und in Schleswig-Holstein vom Engländer entlassen worden. Er war krank. Karl ging auf Jobsuche. Er wollte eine dauerhafte Arbeit und ein Auskommen für seine Familie haben. Am Gewerkschaftshaus traf er Bebert, der gerade das Hakenkreuz abschlug. Mit Bebert hatte er in der Gewerkschaft früher ehrenamtlich gearbeitet und ihn auch aus einer Kommunistenversammlung herausgeschlagen. "Mensch, Kuddel, komm mit mir, wir bauen die Gewerkschaft wieder auf. Du kannst sofort bei mir anfangen." "Nein", sagte Karl, "das will ich nicht. Ehrenamtlich will ich mitarbeiten, aber meinen Beruf will ich woanders haben. Ich will nicht abhängig sein von

den Groschen unserer Arbeiterschaft. Das mache ich nicht. In der Partei werde ich auch mitarbeiten, aber wie bei Euch nur ehrenamtlich." Karl ist dann zum Präsidenten des Arbeitsamtes gegangen. Er hatte sein Büro am Jungfernstieg. Karl wurde sofort eingestellt. Er hatte Kaufmann und Maurer gelernt. Bis zum 65. Lebensjahr war er im Arbeitsamt in der Kieler Straße beschäftigt. Als er ging, haben es alle bedauert. Er kannte Gott und die Welt, wie man so sagt. Er ist auch sehr gern dort gewesen trotz der vielen Arbeit. Noch heute betreut er die Senioren des gesamten Amtes. Er würde es zwar gerne des Alters wegen aufgeben, aber keiner will die Aufgabe übernehmen. Alle zwei Monate kommen die Senioren regelmäßig im Haus des Sports zusammen. Einmal im Jahr wird ein Jahresausflug und eine kleine Feier veranstaltet.

Im September 45 kam Otto Burmeister zu uns und sagte: "Wir wollen die SPD hier in Niendorf aufbauen. Ihr kommt doch mit ins Logenhaus an der Friedrich-Ebert-Straße?" Wir sind hingegangen. Dort waren zwölf Personen. Zwei fingen gleich damit an, von einem Zusammenschluß zwischen KPD und SPD zu reden. Da ist Karl aufgestanden - alle wußten, daß er der letzte Distriktvorsitzende der SPD in Eimsbüttel Nord und Süd gewesen war. Karl sagte: "Ich komme aus Rußland und weiß, was dort gespielt wird. Wenn es hier so losgeht, dann gehen meine Frau und ich. Dann haben wir hier nichts zu suchen. Es muß eine demokratische Abstimmung geben, und dann werden wir weitersehen." Die Stimmung war so gespannt, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Bei der Abstimmung sind wir gut durchgekommen, und so haben wir die SPD in Niendorf gegründet. Karl hatte keine Ambitionen. Er mußte sehen, daß er gesundheitlich und beruflich auf die Füße kam. Reichert wurde Distriktvorsitzender. Wir kannten ihn nicht von vor 33, aber das sollte nichts besagen. Wir kannten Reimers, Hackhe, Burmeister, Horter und einige andere. Es gab noch eine Anzahl von Genossinnen und Genossen, die etwas später zu uns stießen. Wir haben dann Verbindung zu Lokstedt und Schnelsen aufgenommen. Dort trafen wir u. a. die Genossen Geist, Büch und Arthur Wild. Wir bildeten dann den Kreis 13. Den heutigen Kreis III gab es noch nicht. Da war auch noch Wilma Müller, wohnhaft im jetzigen Ulferusweg. Ihr damaliges Häuschen mußte später geräumt werden. Ihr einziger Sohn war gefallen, und sie hat als erste

in Niendorf die Position der Frauenleiterin eingenommen. Erst waren es nur wenige, aber dann ging es täglich bergauf. Wir waren aktiv und hatten später 120 Frauen in der Gruppe.

Otto Burmeister hatte schon vor dem Kriege in Schleswig-Holstein kommunalpolitische Arbeit geleistet; er gehörte dem Gemeinderat an. Die Not brannte allen Menschen unter den Nägeln, und so haben wir uns zusammengefunden, um das erste Ortsparlament zu wählen. Wir waren von Lokstedt-Niendorf-Schnelsen - insgesamt acht Personen. Von Niendorf bildeten Walter Kahle, Otto Burmeister und ich den internen Kreis. Als eine der ersten bin ich mit einem Häuflein Frauen in die Baracke am Alwin-Lippert-Weg gegangen, wo man uns in der Nazi-Zeit so schlecht behandelt hatte und wo immer noch die alten Nazis saßen. Ich habe alle rausgeschmissen, und gemeinsam haben wir uns an die Arbeit gemacht, selbstverständlich ehrenamtlich. Später, als dann nach und nach die Soldaten zurückkamen, konnten diese dann die Arbeit übernehmen.

Das erste Weihnachtsfest nach dem Krieg war mehr als trostlos. Es war am schlimmsten für die Kinder. Wir haben alles gesammelt, egal was, damit wir wenigstens für jedes Kind eine Kleinigkeit hatten. Die kleine Kaffeekanne mit der abgebrochenen Tülle hat bei uns einen Ehrenplatz; meine kleine Tochter bekam sie. Wilma Müller und ich haben für alles gesorgt.

Zum Weihnachtsfest waren wir bei Agneta Müller am Sootbörn, die dort das Quellbad und eine Gaststätte hatte. Jede Genossin gab eine Brotmarke, und wir beide haben bei der GEG und anderswo gesammelt. So hatten wir für jede Frau ein Stück Butterkuchen und einen Keks. Ein Stück Torf brachte jeder mit, sonst ging der Ofen nicht.

Unsere kommunale Arbeit fand im ehemaligen Standesamt statt. Es gab keine Feuerung, und jeder hatte so gut wie nichts zu essen. Jeder mußte etwas Brennbares mitbringen, meistens ein Stück Torf. Es war sehr kalt. Wenn Reichert den kleinen Ofen angemacht hatte und es endlich warm wurde, kam manchmal der Schlaf. Man kann es sich einfach nicht mehr vorstellen, mit wie wenig wir angefangen haben - schlechte Kleidung und Kohldampf. Dazu

die Sorge, ob das Fahrrad von Lokstedt nach Niendorf hält. Alles Zubehör war doch schon sehr mitgenommen. Die Not war allenthalben unvorstellbar groß. Unsere Sorge war, daß bei dieser Unterernährung eine Epidemie ausbrechen könnte, vor allem wegen der vielen Ratten. Unser allererstes Geld für die Öffentlichkeit mußte leider dazu verwendet werden, die Rattenplage einzudämmen. Das Elend für die Gesamtbevölkerung war unvorstellbar. Ständig war ich mit dem Fahrrad unterwegs, um zu helfen. Was in unserer Macht stand, haben wir getan, um die Verhältnisse zu ändern. Ganz langsam ging es voran. Die Schulen waren ein besonderes Problem. Das Gebäude am Sootbörn mußte zwei Schulen beherbergen. Das Gymnasium unter der Leitung von Dr. Maack und die allgemeine Schule unter der Leitung von Herrn Specht. Jede Klasse fing mit 55 Kindern an. Eine Klasse mußte meistens im Treppenhaus unterrichtet werden. Später bekamen wir zwei ehemalige Wehrmachtsbaracken, die auf dem Tibarg aufgestellt wurden. Leider kamen auch die Mäuse und nagten an dem bißchen Brot der Kinder. Zum Glück gab es damals die Schwedenspeisung. Obwohl sich Schweden zuerst schwertat. Die Züge standen schon bei Flensburg. Es bedurfte einiger Überredungskunst, daß sie zu uns kamen. Man hätte nämlich nach der Währungsreform festgestellt, daß die Geschäfte Ware zurückgehalten hatten, die man den Kindern wohl hätte geben können.

Walter Kahle, Otto Burmeister und ich waren nach wie vor der Kopf des Ortsausschusses. Jeden Sonntag trafen wir uns, um gut vorbereitet in die nächste Sitzung zu gehen. Durch die Partei hatten wir große Unterstützung. Zwei Jahre war Reichardt Distriktvorsitzender, dann ein Jahr Bruno Sass. Bei der nächsten Wahl hat man Karl gebeten, das Amt des Vorsitzenden zu übernehmen, nachdem Sass zurückgetreten war. Karl hatte dann das Amt angenommen und 22 Jahre den Distrikt Niendorf geleitet. Auch auf kommunalem Gebiet ging die Arbeit weiter. Lokstedt und Schnelsen waren ebenfalls im Ortsausschuß vertreten, so daß Lokstedt-Niendorf-Schnelsen gemeinsam verwaltet wurden. In Niendorf waren die Sorgen besonders groß, immer mehr Menschen, immer mehr Kinder, keine Schulen. Niendorf-Lokstedt-Schnelsen waren früher preußisch gewesen, davor dänisch. Die Kreisstadt war bis 1937 Pinneberg. Jeder Stadtteil war eine Gemeinde für sich, jeder hatte eine Schule, eine sogenannte

Dorfschule. Diese Gemeinden hatten sich schon vor dem Krieg zusammengeschlossen noch vor der Eingemeindung nach Hamburg. Daran wollten wir nach dem Kriege anknüpfen. Es fehlte zunächst an Verwaltungspersonal. Viele konnten nicht weiter beschäftigt werden, weil sie als Nationalsozialisten vorbelastet waren. In Niendorf hatten wir zunächst nur eine kleine Zweigstelle, wo u. a. Lebensmittelkarten ausgegeben wurden. Derjenige, der das machte, mußte auch entlassen werden. Alles war sehr behelfsmäßig. Besonders wir Frauen von der SPD haben vieles ehrenamtlich gemacht. Das konnte natürlich kein Dauerzustand sein. Allmählich wurde alles wieder professioneller, zumal immer mehr Männer heimkamen. Die ersten Zusammenkünfte der zukünftigen Ortsausschußmitglieder waren manchmal mit den Sperrstunden nicht vereinbar. Das war aber nur für kurze Zeit so. Bald bildeten wir den Kreis III. Stellingen und Eidelstedt kamen dazu.

Mittlerweile gehörte ich auch dem Elternrat der Schule Sootbörn an. Sie war überbelegt, die Marktplatzschule kaputt. Sie war durch Bomben beschädigt. Man versuchte, sie notdürftig etwas in Ordnung zu bringen. Nachmittags wurde auch unterrichtet. Es gab auch Kohleferien. Das kannten wir schon vor dem 1. Weltkrieg. Die Kinder wurden gebeten, Papier und Bleistift mitzubringen. Es gab keine Schulbücher. Sie mußten alle neu geschrieben werden.

Als die ersten Schulbücher fertig waren, gab es zu Anfang ein Buch für zwei Kinder. In den ersten Jahren nach dem Krieg waren wir froh, wenn wir genügend Lehrkräfte hatten. Ich erinnere mich noch an Herrn Heß, den Vater von Fiete Heß. Er war der erste Lehrer meiner Tochter. Er kam anfangs noch in Militär-Zeug. Wenn ich an diese Zeit zurück denke und sie mit den späteren Schuldiskussionen vergleiche, fehlt es mir manchmal an Verständnis für die jetzigen Ansprüche.

Die Schulsituation am Sootbörn wurde immer schwieriger. Die Grundschule (ehemalige Mittelschule) mußte raus. Das Gymnasium wollte die Gebäude alleine haben. Ich hatte lange Besprechungen mit Schulrat Dressel. Schließlich gab er genervt nach und sagte: "Du kriegst Deine Schule." So entstand die Schule am Bindfeldweg. Die Schulfrage war aber noch lange

nicht gelöst. Die Grundstücke waren im Privatbesitz und mußten oftmals unter schwierigen Umständen käuflich erworben werden. Es wurde gebaut in der Paul-Sorge-Straße, im Sethweg, im Moorflagen und anderswo. Die Schule am Marktplatz wurde wieder gut repariert. Der Übergang von der Grundschule in die höhere Schule war damals schwierig. Alle mußten eine Prüfung machen. Aus der Klasse meiner Tochter schafften es nur drei. Zwei Jungen und meine Tochter. Ich weiß noch, wie wir uns bei Dr. Maack vorstellen mußten. In den Schulen ging es sehr streng zu. Im Winter war es verboten, auf den Schulhöfen mit Schneebällen zu werfen. Einmal hatte eine Klasse Chemikalien in eine Büchse getan. Sie flog in die Luft, und alle umherliegenden Papiere waren unbrauchbar. Ich war damals im Elternrat auch des Gymnasiums. Ich mußte meine ganze Redekunst aufbieten, um zu verhindern, daß die ganze Klasse der Schule verwiesen wurde. Auch wenn die Kinder auf dem Schulweg in der Straßenbahn Blödsinn machten, gab es harte Strafen. Die Straßenbahn fuhr früher zunächst vom Niendorfer Marktplatz bis zu Münsters Gasthof in Lokstedt am Siemersplatz und zurück. Als Anmerkung: Die erste Straßenbahn wurde privat von der Familie Timmermann finanziert. Die Villa der Timmermanns stand am Tibarg.

Auf kommunalem Gebiet stabilisierten sich die Verhältnisse. Es hatte demokratische Wahlen gegeben, und der Ortsausschuß stand auf sicherem Boden. Die Probleme waren nach wie vor gewaltig. Am Rande gab es auch immer etwas. Im Elternrat des Gymnasiums löste die Forderung des Pastors aus Lokstedt, keine gemeinsame Schule für Jungen und Mädchen bestehen zu lassen, heftige Diskussionen aus. Ich konnte mir die Bemerkung nicht verkneifen, daß es für Mädchen und für Jungen sehr lehrreich sein könnte zu erfahren, daß ein schöner Bubikopf nichts darüber aussagt, ob jemand dumm oder klug ist.

Die Kollaustraße mußte verbreitert werden. Das bedeutete Verlegung von Gräbern auf dem alten Friedhof in Niendorf. Inzwischen gab es Bürgerschaftswahlen. Aufgrund der Bewohnerzahl gab es für Lokstedt-Niendorf-Schnelsen nur ein Mandat. Unsere Partei nominierte Rudi Büch, der auch gewählt wurde. Ab 1966 durfte Niendorf aufgrund seiner gestiegenen Einwohnerzahl einen eigenen Abgeordneten stellen. Ich wurde damals aufgestellt

und gewählt. 1949 schon wurde Hamburg nach dem Mulert-Gutachten in sieben Bezirke aufgeteilt. Es war für Hamburg unmöglich, zentral regiert zu werden. Die Außengebiete mußten eingebunden sein. Es entstand unter anderem das Bezirksamt Eimsbüttel mit den Stadtteilen Lokstedt, Niendorf, Schnelsen, Eidelstedt und Stellingen neben dem Kerngebiet. Das Ortsamt Lokstedt wurde zuständig für Lokstedt, Niendorf und Schnelsen, das Ortsamt Stellingen für Stellingen und Eidelstedt.

Das Arbeitsfeld wurde immer größer. Es hat mir, obwohl mir die Arbeit oftmals über den Kopf wuchs, immer sehr viel Freude gemacht, auf vielen Gebieten helfen zu können. Als Niendorfer Abgeordnete hatte ich Verbindungen zu allen Niendorfer Vereinen und Geschäftsleuten. Sie wußten, an wen sie sich wenden konnten, wenn es Probleme gab. Aber auch viele einzelne Einwohner wußten es, und ich habe versucht, allen gerecht zu werden. Große Schwierigkeiten gab es mit der Niendorfer Kirche. Der neue Friedhof mußte erweitert werden. Die ganze Promenade mußte weg und der vorhandene Sportplatz. Wachsende Probleme gab es auch mit der rasch steigenden Zahl der Einwohner. Erst waren es 4000 Menschen, dann 10.000, und es wurden immer mehr. Wir hatten zuerst angenommen, daß die Menschen, die aus anderen Stadtteilen zugezogen waren, allmählich wieder in ihre Stadtteile zurückziehen würden, wenn es dort genügend Wohnungen gäbe. Weit gefehlt - sie blieben. Als der Flughafen erweitert wurde, mußten die Schrebergärtner, die nach der Katastrophe dort eine Bleibe gefunden hatten, alle wieder weg. Es ging um das Gebiet Langenhorst. Otto Burmeister und ich haben uns enorm viel Arbeit gemacht. Wir wollten, daß sie gerecht von der Stadt behandelt würden. Es war sehr schwer, ihnen eine Unterkunft und die Mittel für die Entschädigung zu beschaffen. Dann wurde bekannt, daß die Schule Sootbörn zum größten Teil abgerissen werden mußte, als Gefahrenquelle in der Einflugschneise. Das war zwar noch nicht sofort akut, aber es bedeutete, Vorsorge zu treffen für ein neues Gymnasium.

Otto Burmeister, Walter Kahle und ich waren von Anfang an Mitglied im Ortsausschuß und wurden dann auch Mitglied in der Bezirksversammlung. Das war meines Erachtens sehr

notwendig, um Niendorf gerecht zu werden. Es waren insgesamt 40 Abgeordnete von allen Parteien. Sie vertraten ganz Eimsbüttel mit den Außengebieten. Wir gründeten Ausschüsse. Da ich mich mit Finanzen auskannte, machte ich im Haushaltsausschuß mit, außerdem war ich im Liegenschafts- und Bauausschuß. Ferner gehörte ich dem Fraktionsvorstand an. Wir haben in einer Schule getagt. Es war wirklich nicht schön. Fraktionssitzungen fanden im Keller statt. Wir waren von Anfang an vieles gewohnt. Das schlimmste war der Weg von zu Hause und zurück. Wir froren an der Bahnhaltestelle und fuhren dann vom Marktplatz mit dem Fahrrad weiter, und das bei jedem Wetter.

Dann kam wieder etwas sehr Maßgebendes auf uns zu. Es gab sehr viele kleine Grundstücke in Eimsbüttel, sog. Handtuchgrundstücke. Auf diesen Grundstücken waren vor der Katastrophe in den meisten Fällen kleine Geschäfte entstanden, vom Milchmann angefangen. Insbesondere ältere Leute hatten diese Grundstücke mit Geschäft als Sicherheit für ihr Alter betrachtet. Was nun? Keine Einnahmen - angewiesen auf Sozialgeld - was es praktisch auch nicht gab. Jedes Bezirksamt bewertete seine Grundstücke anders. Deshalb mußte ganz schnell eine gute Regelung für alle gefunden werden. Ich vertrat Eimsbüttel in dieser Frage in der Kommission für Bodenordnung. Neben den Fachkräften aus dem Senat und den Liegenschaftsämtern mußte das ehrenamtliche Element gut vertreten sein. Es wurden gewählt: Von der CDU Herr Dr. Langeloh und ich von der SPD. Jede Woche fanden im Rathaus die Sitzungen statt. Davor tagten die einzelnen Parteien. Natürlich nicht öffentlich. Man mußte über das jeweilige Grundstück gut informiert sein, um schon in der Vorbesprechung eventuelle Einwände gleich vorbringen zu können. Solange ich kommunalpolitisch tätig war, war ich in dieser Kommission, auch als ich Bürgerschaftsabgeordnete wurde. So ist es mir z. B. möglich gewesen, dem Polizisten, der auf dem Tibarg angeschossen wurde und gelähmt war, zu einem Grundstück zu verhelfen. Mit Unterstützung der Liegenschaft des Bürgermeisters und meines Mannes gelang es, ihm auch noch bei der Beschaffung eines kleinen Hauses behilflich zu sein. Zur Familie gehörten drei Kinder.

In der Kommission für Bodenordnung waren 50 Männer und eine Frau vertreten. Diese Frau war ich. Wenn ich mich meldete, rief der ganze Chor: "Das soziale Gewissen kommt." Ich habe mich besonders für die sogenannten kleinen Leute eingesetzt. Leute, die Geld haben, werden meistens durch Juristen vertreten. Der kleine Mann aber hat sonst niemanden. Viele haben das nicht vergessen. Wir hatten zwei hervorragende Juristen in der Kommission für Bodenordnung: Dr. Haas und Dr. Struwe. Was zu entscheiden war, war immer gut vorgearbeitet. Bei uns in Eimsbüttel machte das hauptsächlich Herr Warnke. Für den Ortsamtsbereich Lokstedt möchte ich ganz besonders den Amtsleiter Otto Bierstedt erwähnen. Wenn wir Schwierigkeiten hatten, haben wir gemeinsam die Marschroute abgesprochen und sie meistens zu einer guten Lösung gebracht. Die Eigentumsverhältnisse waren oftmals sehr kompliziert. Wenn noch Eintragungen im Grundbuch existierten, war es relativ einfach. Meistens war es dann eine Geldfrage, wie man sich einigte. Gerade in Niendorf gab es manchmal unmögliche Eigentumsverhältnisse. In Niendorf Nord z. B. waren die Ländereien in Streifen eingeteilt. Es waren fast nur Moor- und Torfgebiete. Dort wurde auch noch Torf gestochen. Die Gemeindeakten gaben manchmal keinerlei Hinweise darauf, wer wohl Eigentümer war. Manchmal meldeten sich auch welche, bei denen wir große Zweifel hatten, ob sie auch tatsächlich rechtmäßige Eigentümer waren. Es bedurfte dann langer Recherchen, um diese Frage zu klären. Zu Anfang hatten wir auch zuwenig Personal, viele Männer waren noch in Kriegsgefangenschaft. Viele konnte man auch nicht weiter beschäftigen aufgrund ihrer Vergangenheit. Allmählich gab es wieder mehr Personal. Wir ehrenamtlichen Leute haben sehr viel mit der Verwaltung sprechen müssen. Im Stadtgebiet Eimsbüttel kam uns sehr zugute, daß die ganzen Unterlagen im Katasteramt noch vorhanden waren. So konnten wir meistens die Eigentümer erforschen. In Eimsbüttel hat es eine recht große Anzahl von Juden gegeben, die vertrieben wurden und deren Besitz in andere Hände übergegangen war. Das waren meistens schwierige Fälle, mit denen aber mehr die Juristen zu tun hatten. Wir in Niendorf waren überwiegend sehr bodenständig.

Zwar wurden immer mehr Grundstücke gebraucht, doch wurden es immer weniger. Überall sollte und mußte gebaut werden. Es mußte immer abgewogen werden zwischen den vielfälti-

gen Bedürfnissen in der ganzen Stadt. Dies haben wir in der Kommission für Bodenordnung gemacht. Diese Arbeit war sehr erfolgreich, weil viel bewirkt werden konnte. Am meisten hat es mich gefreut, daß ich helfen konnte, daß die kleinen Leute nicht unter die Räder kamen. Neben juristischem Sachverstand war bei uns Abgeordneten gesunder Menschenverstand gefragt. Es gab immer neue Kopfschmerzen. Der Flughafen wollte über Niendorf Nord eine neue Startbahn bauen. Ich war eine zeitlang auch in der Flughafenkommission Mitglied. Ebenso Herr Raloff aus Hamburg-Nord. Wir haben uns kurzgeschlossen und sind einige Male in Kiel gewesen, als die Verhandlungen über Kaltenkirchen ins Gespräch kamen. Die Startbahn Nord konnten wir mit Hilfe der Partei verhindern. Karl setzte dabei als Distriktvorsitzender seine guten Kontakte zu Büch und Dr. Nevermann ein. Leider verloren wir ganz plötzlich unseren Genossen und kommunalpolitischen Mitstreiter Walter Kahle. Sein Tod hat uns sehr geschockt und traurig gemacht.

Viel Aufregung gab es um den Neubau des Garstedter Weges. Ein brennendes Problem war das Niendorfer Gehege. Es hatte ursprünglich zwölf Eigentümer. Eine von ihnen hatte testamentarisch festgelegt, daß der ganze Wald der Gemeinde gehören sollte. Dafür müsse die Gemeinde das Grab von ihm und seiner Frau pflegen. Dazu kamen enorme Schwierigkeiten mit der Kirche: Die Kollaustraße mußte verbreitert werden, da der Verkehr zunahm. Es mußten Gräber verlegt werden. Die Kirche brauchte mehr Platz. Politisch hatten wir es nicht geschafft, einen neuen Gemeindefriedhof durchzusetzen. Wegen der Straßenverbreiterung wurde der Streit mit der Kirche so heftig, daß der Pastor mich gar nicht mehr anguckte und wir uns auch nicht grüßten. Er glaubte wohl, es wäre alles noch so wie früher, als die Kirche den Hauptsitz im Dorfe und viel zu sagen hatte. Wir haben dann dafür gesorgt, daß der neue Friedhof in Niendorf angebaut und vergrößert werden konnte. Wir haben manchmal scherzhaft und ein bißchen bitter gesagt: Die Toten liegen bei elektrisch Licht, und die lebenden Menschen sitzen bei Petroleum - so war es damals. Wir mußten weite Wege machen, um die Gemeindeinteressen gegen die Kirche durchzusetzen. Dazu kam die Schwierigkeit, daß wir die Schule am Marktplatz wegen der vielen Familien vergrößern mußten. Wir wollten das nicht auf Kosten des Niendorfer Geheges. Das wurde sowieso schon von allen Seiten

angeknabbert. Wir hatten lange Besprechungen mit Berenberg-Gossler. Die Baronin, die schon lange tot ist, hat uns dann beschwichtigt. Die hat ein Stück von ihrem Wald gegeben und die Totenhalle gespendet. Die Tochter der Baronin war übrigens später diejenige, die am meisten für das Jugendheim gespendet hat. Wir wollten nicht, daß das Gehege verschwindet. Es war die grüne Lunge für Eimsbüttel und mußte erhalten bleiben. Als Mitglied in der Kommission für Bodenordnung wußte ich genau, was los war. Nicht nur in Niendorf oder Lokstedt, sondern überall in Hamburg wurden Flächen für die Erholung der Bevölkerung gewünscht. Wir brauchten das Niendorfer Gehege. Wir hatten uns schon seinerzeit gegen den Bau der Straße Bondenwald gewandt, aber die Nationalsozialisten hatten sich darüber und über das Testament der Eigentümer hinweggesetzt. Es war äußerst schwierig, die Eigentümer an einen Tisch zu bekommen und die Behörde zu Kaufverhandlungen zu bewegen. Das war nicht an einem Tag getan, und es bedurfte viel Fingerspitzengeföhl. Am Ende hatten wir Erfolg. Zum Glück zogen alle Parteien an einem Strang. Wenn wir nicht so hartnäckig gewesen wären, wäre das Niendorfer Gehege als Grünfläche völlig verschwunden und verbaut worden.

Eines Tages sagte Bürgermeister Weichmann zu mir: "Büscher, Du mußt Deinem Eimsbütteler Bürgermeister sagen, er muß seinen Zylinder aufsetzen und morgen bei mir erscheinen, sonst ist das Niendorfer Gehege weg." Er saß ja auch in der Zwickmühle. Da waren die Harburger mit ihrem Meyers Park, und andere hatten ähnliche Wünsche. Geld war nur für ein Objekt da. Dr. Sieg fuhr zu Weichmann, und wir haben das Niendorfer Gehege bekommen. Der Notar Chapeau-Rouge hat die Unterschriften beglaubigt und gesagt: "Frau Büscher, Sie müssen für Eimsbüttel den Vertrag unterschreiben." Dieses habe ich getan. Ich muß ganz offen sagen, ich war stolz darauf, daß wir das Gehege gerettet hatten. Auch die Abgeordneten der anderen Fraktionen freuten sich mit uns. Sie hatten alle mitgeholfen. Es war eine gute Sache, und sie zeigte, daß es immer mehrere sein müssen, um etwas Besonderes zu schaffen. Bezüglich des Niendorfer Geheges denke ich besonders an Listl, Burmeister, Bierstedt, Bürsing, Langeloh, Warncke und viele mehr.



Friedel mit den Bürgerschaftsabgeordneten (von links) Chapeau-Rouge, Warncke und Wolff anlässlich der Freigabe des Niendorfer Geheges für die Öffentlichkeit.

Wie kamen wir Niendorfer zum Jugendheim am Vielohweg? Wir haben es einigen Persönlichkeiten zu verdanken, die mit viel gutem Willen, Tatkraft, Geldspenden und großer Mithilfe bei der Herstellung des Baues ans Werk gegangen sind. Bei der immer weiter wachsenden Bevölkerung fehlte es an Folge-Einrichtungen. Insbesondere wurde Klage geführt über die herumstehenden Jugendlichen. Wie Abhilfe schaffen? Durch die besondere Initiative von Herrn Dr. Sieg (Bezirksamtsleiter) fand sich ein Kreis zusammen, der dieses Problem anpacken wollte. Es wurde eine Stiftung gegründet, die sich wie folgt zusammensetzte:

Herr Dr. Sieg (Vorsitzender)

Frau von Berenberg-Gossler (als stellv. Vorsitzende)

Herr Mählmann (Hamburger Sparkasse, als Schatzmeister)

Herr de Vries (freier Gewerkschafter, als Mitglied des Vorstandes)

Herr Bartels (Finanzbehörde, als Geschäftsführer)

Die Mitglieder des Beirates:

Frau Büscher, Herr Bierstedt, Herr Brucker, Herr Dr. Langeloh.

In Zusammenarbeit mit der Liegenschaft und der Kommission für Bodenordnung gelang es, das Grundstück am Vielohweg zu bekommen.

Das Grundstück wurde eingezäunt und erstmal als Fußballplatz eingerichtet. Wir mußten ja noch mehr Geld beschaffen. Herr Dr. Sieg verstand es, Sponsoren zu finden. Frau von Berenberg-Gossler tat sehr viel, und insbesondere auch die Freien Gewerkschaften. Das galt auch für den späteren Erweiterungsbau. Mein Telefon stand damals nicht still. Die Menschen beschwerten sich zunächst, daß kein Jugendheim gab, und später aber auch teilweise darüber, daß es da war. Wir waren alle sehr froh und auch ein wenig stolz, als wir dieses Haus der Jugendbehörde zur Verfügung stellen zu konnten. Es sind nur noch wenige von Vorstand und Beirat übriggeblieben: Herr de Vries, Herr Bartels und ich. Den Vorsitz hat inzwischen der jetzige Ortsamtsleiter, Herr Leschner.

Meine Generation hat die Partei nach dem Krieg wieder aufgebaut. In den 60er Jahren fing der Generationswechsel an. Die Jüngeren hatten kein Gespür für die Leistungen der älteren.



Friedel vor den Karten des Bezirkes (Januar 1974).

Sie fingen an, die Mitglieder der älteren Generation aus der Partei herauszudrängen, die Mitglieder in "Rechte" und "Linke" einzuteilen. Die meisten Schwierigkeiten machten die Studenten. Organisationswahlen fanden meistens nach 10.00 Uhr abends statt. Unsere Partei bestand damals vor allem aus Angestellten, Handwerkern und Arbeitern. Sie konnten nicht bis in die Nacht auf Versammlungen bleiben. Sie mußten morgens früh aufstehen. Die Älteren hatten sehr viel durchgestanden. Viele hatten unter den Nazis gelitten. Es waren nicht alle so aktiv wie Karl und ich, aber sie hatten stets treu zur Partei gestanden. Sie schienen jetzt nicht mehr erwünscht. Sie haben sich allmählich aus der Parteiarbeit verabschiedet und haben sich anderer Arbeit zugewandt. Vielleicht ist folgendes Erlebnis typisch, an das ich mich sehr gut erinnere. Es war auf einer Versammlung in Schnelsen. Ich referierte dort, wie ich es in anderen Distrikten auch getan hatte. Wir kamen zur Diskussion. Viele Lehrer waren dabei, und sie haben enorm geredet. Nach Schluß der Versammlung kam ein Mann zu mir, der wirklich etwas Wichtiges auf dem Herzen hatte. Es war mir zum Glück möglich, ihm schnellstens zu helfen. Ich habe ihn gefragt: "Warum haben Sie das denn nicht während der Versammlung gesagt?" "Ja, Frau Büscher", sagte er, "wenn ich etwas gesagt hätte, und ich hätte mich nicht so ausdrücken können, dann hätten die Jungen doch gelacht. Das wäre mir peinlich gewesen, und das habe ich nicht verdient." Die Jungen haben ihre Beredsamkeit ausgenutzt, die Älteren an die Wand zu drücken. Von meiner Generation und der davor konnte ja kaum einer die höhere Schule besuchen. Wie schwer ist es selbst uns gefallen, daß unsere einzige Tochter studieren konnte. Selbst damals mußten wir noch Schulgeld bezahlen. Auch während ihres Studiums haben wir alles bezahlen müssen. Wir haben zwar unseren Brotkorb nicht ganz unter die Decke hängen müssen, aber meinen Mantel habe ich eben zwei Jahre länger getragen. Auch meine Mutter hatte etwas beige-steuert. Mal ein Kleid gekauft oder ähnliches. Die jüngeren Mitglieder hatten dafür kein Gespür, und viele meiner Generation haben sich resigniert zurückgezogen oder sind sogar aus der Partei ausgetreten. Manche sind in die Arbeiterwohlfahrt ausgewichen. Dort waren wir ja sowieso Mitglied von Anfang an. Dort waren die Älteren ziemlich unter sich und haben sich bei der Arbeit wohlfühlt. Und wir hatten den Kontakt zu den älteren Gewerkschaftskolleginnen und -kollegen. Die Gewerkschaft hat den Seniorenbeirat gefordert. Herbert Wehner hat sich für die

Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen (AfA) stark gemacht, damit es weiter einen Zusammenhalt gab unter den abhängig Beschäftigten und sie nicht von den jüngeren Genossinnen und Genossen mit Abitur und Studium völlig an die Wand gedrückt wurden.

Die Spannungen zwischen den Generationen wurden größer. Das Klima trug nicht dazu bei, die Partei zu stärken. Im Frühjahr 1981 hatte ich angefangen, die Distriktvorsitzenden in Eimsbüttel zu gemeinsamen Sitzungen zusammenzuholen, um eine bessere Atmosphäre herzustellen und die Arbeit zu fördern. Leider zogen die Landesorganisation und Bonn nicht mit. Da wir keine Unterstützung fanden, haben wir unsere Zusammenkünfte wieder aufgegeben. Da fing die Gewerkschaft an, sich in Zusammenarbeit mit der Sozialbehörde für Seniorenbeiräte stark zu machen. Sie sollten die Bedürfnisse und Wünsche der Älteren gezielt in die Politik hineinragen. Alle sieben Bezirke waren aufgerufen. Sechs Bezirke hatten schon ihre Zustimmung gegeben, nur Eimsbüttel wollte anfangs nicht. Es dauerte zwei Jahre, bis Eimsbüttel mitzog. Hertha Just und ich hatten uns in der Bezirksfraktion heftig um Zustimmung bemüht. Zwei Stunden hatten wir geredet, bis wir es endlich geschafft hatten.

Alle sozialen Verbände von Eimsbüttel waren im Hamburg-Haus versammelt. (Das Hamburg-Haus müßte eigentlich Helene Meibohm Haus heißen, denn sie hat so dafür in der Bürgerschaft gekämpft). Es sollte nun zur Wahl gehen. Ich wurde anfänglich nicht aufgestellt. Die Verbände erhoben Einspruch und wünschten, daß ich mich zur Wahl stellen sollte. Sie kannten mich. Sie ließen meine Einwände nicht gelten. Es gab doch so viele Probleme insbesondere für Frauen, die viel gearbeitet hatten und wenig Rente bekamen. Ich wurde mit den meisten Stimmen gewählt. Mein Schwerpunkt der Arbeit lag eigentlich auf anderen Gebieten. Nach dieser Wahl mußte noch ein Vertreter oder eine Vertreterin für den Landes-Seniorenbeirat gewählt werden. Ich schlug Willy Peters vor, der im Seniorenheim Hagenbekstraße sehr aktiv war. Etwa zwei Jahre später starb er. Nun wurde ich für die Landesebene vorgeschlagen. Auf Bezirksebene wurde unsere Genossin Gertrud Birkholz-Höppner zur Vorsitzenden gewählt. Später wurde es Herr Krohn und danach Hans Rehder.



Ehrung durch den 1. Bürgermeister Dr. Henning Voscherau zum 65jährigen Parteijubiläum.

Die Arbeit ging nur langsam voran. Es mußten viele Hindernisse überwunden werden, zumal alle Parteien in den Seniorenbeiräten vertreten waren.

Was mir immer noch nicht schmecken wollte, war die Lage der älteren Mitglieder in Hamburg. Wievielmals habe ich mit Elfriede Eilers gesprochen und ihr gesagt, daß ein jährlicher Ausflug mit Bus und Kaffeetrinken absolut keine Lösung sei. Sie sagte, wir brauchen die Jüngeren. Ich habe gekontert, daß die Älteren auch gebraucht würden, und sei es nur als Multiplikator. Jetzt schreiben wir 1994, und allmählich hat sich diese Erkenntnis wohl durchgesetzt. Meine Generation ist nun allerdings fast nicht mehr da.

1978 bin ich aus der Bürgerschaft ausgeschieden, obwohl man mich wohl gerne noch einmal aufgestellt hätte. Ich habe aber abgelehnt. Die kommunalpolitische Arbeit hat mir sehr viel Freude gemacht. Doch es gab noch einiges mehr, woran ich denken mußte: Meine Verpflichtung der Familie gegenüber, die ich nie vergessen habe. Stets bin ich für die Rechte der Frauen eingetreten, dann muß man es auch im richtigen Moment beweisen.

Meine Tochter hatte ihr Studium als Ärztin beendet, war einige Jahre tätig und wollte nun ihre eigene Praxis als Fachärztin führen. Mein Mann und ich haben gesagt, nun müssen wir helfen und unser kleines Enkelkind betreuen. Mein Mann freute sich sehr, das zu tun, was er als Vater durch den Krieg nicht tun konnte. Meine ehrenamtliche Tätigkeit war aber noch nicht ganz zu Ende. Ich war noch einige Zeit nach Aufgabe des Bürgerschaftsmandats Deputierte in der Baubehörde und Mitglied in der Kommission für Bodenordnung. Im März 1979 wurde mir das Bundesverdienstkreuz verliehen. Ich war sehr schwankend, es überhaupt anzunehmen. Wir Hamburger nehmen im Prinzip keine Orden an. Meine Tochter hat mir zuredet und sagte "Tue es für die Lütten. Sie wird es, wenn sie groß ist, zu schätzen wissen." Ich weiß heute noch nicht, ob es richtig war. Es liegt in einer Schachtel im Schrank. Mit unserer Partei sind Karl und ich noch immer stark verbunden, wenn auch die Aktivität nachläßt. Ich leite die Frauengruppe in Niendorf, obwohl sie stark reduziert ist. Anhänglichkeit spielt auch eine Rolle dabei.



Goldene Hochzeit: Friedel und Karl Büscher (1989).

Am meisten habe ich mich im Bauausschuß als stellvertretende Vorsitzende engagiert, als Vorsitzende des Rechnungsprüfungsausschusses, im Haushaltsausschuß, in der Kommission für Bodenordnung und seit 1982 als ehrenamtliche Beisitzerin in der Enteignungsbehörde mit Schwerpunkt Kleingartenbetreuung.

Wir Frauen in der SPD haben stets von Kindheit an für die Gleichberechtigung der Frau gekämpft. Ich konnte es verdammt nicht einsehen, weniger zu sein als ein Junge. Ich bin so erzogen und habe auch danach gelebt.

Zu einem Sozialdemokraten gehört nach meinem Verständnis und nach dem meiner Generation eine ganze Menge mehr, als nur das Parteibuch in der Tasche. Ein Sozialdemokrat muß sich überall auch als solcher benehmen, als solcher handeln und für andere Menschen da sein. Ich hoffe, mir ist es einigermaßen gelungen.

Vieles hätte ich noch berichten können, doch ich glaube, es langt. Jetzt bin ich 82 Jahre und meine, ich kann ruhig etwas langsamer traben.

Friedel Büscher

Impressum

Herausgeber : SPD-Eimsbüttel, Distrikt Niendorf
c/o Dr. Monika Schaal, Gazellenkamp 40, 22529 Hamburg

Verantwortlich : Peter Paterna, Tel.: 040 / 551 31 14.

Gestaltung und
Produktion : Jutta Bemmé, Tel.: 040 / 570 52 10.

Auflage : 1.000 / Mai 1995.